

## MEINE KINDHEIT IN DUNNINGEN

Es war wie zurück zu den Wurzeln, als ich am 2. September das Dunninger „Museum im Rathaus“ besuchte. Wurde das ein besonderer Tag! Nicht nur lernte ich Herrn Wilbs und Frau Wilbs kennen, erlebte eine sehr einfühlsame Museumsführung, erfuhr von der Existenz dieser „Brücke“, (in der ich hier schreibe!), sondern traf dort auch nach langer Zeit wieder meine Schulfreundin Wilma, damals Maier, jetzt Schneider, mit ihrem Mann! Seitdem denke ich über meine Kindheit in Dunningen nach. Wilma war meine Freundin während der vier Jahre Volksschule, ihr Vater Anton meines Vaters Freund. Oft war ich in ihrem Haus.

Nun muss ich mich aber vorstellen! Unter Ilse Rieger können sich die wenigsten Dunninger etwas vorstellen, aber unter „s Zahnarzte Ilse“ wohl einige noch, mindestens meine Schulkameraden Geburtsjahrgang 1933.

An jenem denkwürdigen September-Sonntag habe ich auch mein früheres Elternhaus von außen betrachtet, die Front und die rückwärtige Gartenseite, und war erfreut über alle Blütenpracht. Geklingelt habe ich nicht – und eigentlich möchte ich die jetzige Innenausstattung meines Elternhauses auch gar nicht kennen lernen, damit die Erinnerungsbilder meiner Kindheit bewahrt bleiben. Oben war die Wohnung, unten arbeitete mein Vater Alfred Schindelarz in seiner Zahnarztpraxis.



Foto vom Haus Schindelarz in der Grabenstraße Nr. 11 (damals 211). In diesem Haus betrieb auch Josef Hils von 1896–1921 eine Buchhandlung, eine Bucherei und ein Fotoatelier (siehe C. Kohlmann: „Grüß aus Dunningen“ in dieser Ausgabe).

Ein solcher Familienname ist hier unüblich, das merkte Herr Wilbs gleich. Meine Eltern stammen auch beide aus einem Gebiet, das heute südliches Tschechien ist, eine Zeit lang deutsches Sudetenland war (im engeren Sinne das Egerland) und, als meine Eltern von dort wegzogen, 1926, gerade nicht mehr zum früheren Staatenverbund Österreich-Ungarn-Böhmen gehörte. Es war ja noch relativ kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Mein Vater wollte heiraten, konnte aber als aktiver Offizier, seinem Beruf, sein Brot nicht mehr verdienen. So erlernte er, ähnlich einem Handwerk (was damals möglich war), den Beruf des Dentisten, ging quasi bei einem Dr. med. dent. „in die Lehre“. In Deutschland machte er dann sein Abschlussexamen, zog nach Dunningen, in die Grabenstraße 211, und konnte an der Hausfassade rechts das Schild mit der Berufsbezeichnung „Staatlich geprüfter Dentist“ anbringen. Nach späteren Fortbildungskursen durfte er sich „Zahnarzt“ nennen.

Heute ist Dunningen Heimat von vielen Zugezogenen aus dem In- und Ausland geworden. Damals aber waren „s Schindelarze“ etwas Neues und wohl auch Fremdartiges. Mein Vater, in ständigem Kontakt mit der Bevölkerung, lebte sich besser ein als meine Mutter. Er hatte die Praxis von einem Herrn Köhler zuerst gepachtet, dann gekauft und war in den späten Zwanziger- und frühen Dreißigerjahren der einzige Dentist in Dunningen, Lackendorf, Locherhof, Mariazell, Weiler, Seedorf, Waldmössingen, Winzeln, Bösinggen und Herrenzimmern. Die Leute kamen zu Fuß. Es konnte auch sein, dass da eine Mutter im Leiterwägle ihr Kind, das Zahnschmerzen hatte, nachzog. Reich geworden ist ein Zahnarzt auf dem Lande in jenen Zeiten nicht. Die wenigsten Menschen waren krankenversichert. Da wurde entweder der nicht reparable Zahn gezogen (Eine Extraktion kostete eine Reichsmark; die Betäubungsspritze um 1,50 Reichsmark konnten sich viele nicht mehr leisten), oder es wurde auf den



Zahnruinen Füllung um Füllung gesetzt; manchmal bestellte jemand „ein Gebiss“, also die dritten Zähne; sehr wenige aber wollten Zahnkronen oder gar Brücken. Mein Vater hat viel Neues ausprobiert, er war ein Tüftler: Er galt als guter Zahnarzt. Ich erinnere mich, wie er mit einer schleuderartigen Vorrichtung geschmolzenes Gold tatsächlich in die Form einer Zahnkrone brachte. Nur mit ganz komplizierter Prothetik betraute er das Zahnlabor Bayer in Rottweil. Auch Zahnregulierungen bei Kindern führte er damals schon erfolgreich durch.

Wann in Seedorf (oder war es in Winzeln?) Herr Stach seine Zahnarztpraxis eröffnete, wann Herr Eugen Straub (des „langen Straub“ Bruder) dies in Dunningen tat, kann ich mich nicht mehr erinnern. Doch war das damals für unsere Familie eine Existenzkrise. Nach dieser Wende blieb zunächst unser Wartezimmer fast leer. Meine Eltern sahen es immer so: „Die Einheimischen gehen jetzt lieber zu dem, der in Dunningen geboren ist“, und sie litten darunter. Nun, allmählich stellten sich wieder Patienten ein. Hungern mussten wir deswegen doch nie.

Nicht einmal in der Kriegszeit und der Notzeit danach. Ich erinnere mich ans Ährenlesen, zusammen mit Mutter und Schwester, ans Ackersalatpflücken untern Kapf, ans Steinpilz- und Pfifferlingsammeln mit unserem fröhlichen Vater in den Dunninger Wäldern (Wir waren damals die einzigen Pilzesammler!), und wie wir große Mengen an Heidelbeeren nach Hause brachten. (Damals gab es noch keine Schädigung durch Tschernobyl und den Fuchsbandwurm...). Deftigere Sachen gab es auch: Mein Vater brachte manchmal von einem Patienten ein „Speckle“ oder ein paar Eier nach oben. Einmal bekamen wir von einem Schäfer ein Riesenstück von einem Hammel. Meine Mutter kam auf die Idee, das Fleisch zu kochen und es „einzuwecken“ – wie Dunstobst. Es gab das Unwort „hamstern“; das bedeutete, dass Nicht-Landwirte und deren Angehörige versuchten, mit ihrem wertlosen Geld beim Bauern Essbares zu kaufen. Das war recht mühsam. „Hettet Sie mir it a paar Eier“, war dann meine Frage: „Oas will i dr geah“, antwortete mir dann die Bäuerin.

Zu Beginn der Sommerferien weckte unsere Mutter uns Mädchen noch vor Tagesanbruch, und wir sprangen mit Jubel aus den Betten, denn gleich würde der Eichbauer mit seinem Pferdewagen kommen und uns zum ersten Zug an den Bahnhof Rottweil bringen. Die Reise ging ins Sudetenland nach Wiesengrund zur Großmutter, ins Elternhaus meiner Mutter, mit einem schönen großen Garten, den Rosenbäumchen, den Renekloden- und Goldparmänen-Bäumen. Das war ein Kinderparadies! Das Schwimmbad am Fluss Radbusa lag gleich nach der an den Obstgarten anschließenden Wiese.

Bis 1944 konnten wir dorthin fahren; nach Kriegsende 1945 gab es diese wunderbaren Ferien nicht mehr. Ich war seitdem zweimal in dem kleinen Städtchen, das jetzt den Namen Dobruha hat. Zwar wurde das Haus gut restauriert, weil es als Skoda-Filiale zu dienen hat, aber fast alles Grün verschwand zugunsten von Asphalt und Beton, von Garagen und Werkstätten. Der Charme ist weg.

1945 war nicht nur für unsere Familie, sondern für die ganze Verwandtschaft ein Schicksalsjahr, denn jetzt setzte die Vertreibung der Deutschen ein, die dort schon so viele Generationen gelebt hatten. Fast alle meine Verwandten wurden auf einmal zu so genannten „Flüchtlingen“, verloren all ihr Hab und Gut und wurden per Güterwagen in den Westen verfrachtet. Meine resolute Mutter ging zu Fuß nach Rottweil und erwirkte im Landratsamt, dass ihre Verwandten nicht in die Sowjetische Besatzungszone mussten, sondern nach Dunningen durften. Es waren dies die Familien Meiser und Schneider und meine Großmutter Franziska Kopriwa, die dann bis zu ihrem Tod in der alten Apotheke, gerade gegenüber unserem Haus, in zwei Zimmern zufrieden lebte.

In meiner frühen Kindheit wurde diese Apotheke von der verwitweten Frau Heinkele geführt. Die Grabenstraße war damals überhaupt interessant, sie war direkt eine Ladenstraße! Angefangen bei der Mettler-Lili und ihrem Gemischtwarenhandel, dem Lebensmittelgeschäft Josef Kuhn bis zum Kauf-

haus August Graf, in dem es alles zu kaufen gab, was damals auf dem Markt war. Ich erinnere mich an das höfliche „Auf Wiedersehn, auf Wiedersehn!“ des alten Herrn Graf, mit dem er seine Kunden verabschiedete. Dass es die Bäckerei Scholder noch gibt, war mir eine freudige Überraschung. In meiner Kindheit gab es noch vier weitere Bäckereien, und alle konnten sich halten!

Die nächsten Nachbarn waren rechts die Bauernfamilie Benz, links die Familie Mauch. Mit Helga und Siegfried spielten wir auf der noch autofreien Straße, warfen den Ball auf das „Benze-Dach“. Dem Hans Mauch, der schon größer war, hörten wir am Abend gern zu, wenn er auf dem Bänkle auf seiner Ziehharmonika spielte. Ein Haus weiter gab es damals noch das niedrige Haus des Gärtnerehepaares Schaub. In den gefährlichen ersten Tagen nach dem Kriegsende hat die ältere der beiden Töchter, das Mariale, etwas gefunden, was sie für eine willkommene Konserve hielt – aber ein Sprengkörper war! Die jüngere Tochter Sophie warnte, hielt das für gefährlich und ging weg. Maria aber ließ sich nicht beirren. Sie bearbeitete das schreckliche Ding so lange, bis es explodierte und Maria tötete. Meine Mutter lief nach dem Knall hinüber und half auch der später nach Hause kommenden verstörten Frau Schaub. Inge und ich durften die tote Maria nicht mehr sehen.

Die fleißige kleine Frau Schaub mit ihren roten Backen habe ich noch in lebhafter guter Erinnerung. Nach dem Tode ihres Mannes bearbeitete sie allein ihren Gemüsegarten auf dem Gelände, auf welchem heute die Realschule steht. Ein etwas abschüssiger Holzsteg führte zur Gartenpforte, die nach dem Öffnen knarrend nach vorn fiel. Ich wurde manchmal zu Frau Schaub geschickt, um Kraut oder Salat oder Rettiche zu holen, und sie schenkte mir nach meinem Einkauf fast immer einen kleinen Strauß aus den Blumen, die den Weg zu dem kleinen Häuschen säumten, in welchem sie bei Regen unterkam und im Spätherbst ihre Kränze gestaltete. Sie war so lieb und so tapfer.

Ein gutgelauntes Original war der „Bitze-Zenker“, der sein Handwerkzeug, den Krauthobel, auf dem Rücken trug und gar nicht „zänkisch“ war, sondern witzig, wenn er in den Häusern den Spitzkohl von den Fildern hobelte, damit die Hausfrauen ihr Sauerkraut in ihren Ständen einstampfen konnten. Und ein Original von Amts wegen war die jeweilige Person des Büttels. Der durchschritt gewichtig den Ort, blieb immer wieder stehen, schüttelte energisch seine ziemlich große Schelle und leitete die neuesten Anweisungen des Bürgermeisteramtes ein mit einem eindringlichen „Bekanntmachung!“

Immer wider habe ich in meinem Bericht auch meine Schwester erwähnt. Sie hieß (Ja: hieß!) Inge, war Jahrgang 1928. Zusammen sind wir nach vier Grundschuljahren teils mit dem Rad, teils mit dem Junghans-Arbeiter-Bus nach Schramberg gefahren. Dort haben wir, zusammen mit dem kleinen Dunninger Grüppchen, die Oberschule besucht. Ich habe innerhalb der Klasse VI auf die Ravensburger Wirtschaftsoberschule übergewechselt, Inge aber machte in Schramberg ihr Abitur und studierte in Tübingen Zahnmedizin. Mit ihrem Mann, auch Zahnarzt, lebte sie 21 Jahre in Schweden, dann wanderten sie mit ihrem beiden Kindern nach Tasmanien, der Ferien-Insel von Australien, aus. Vor einigen Jahren starb Inges Mann; sie selber arbeitete bis zuletzt mit Freude in ihrem fruchtbaren Gemüsegarten. Dieses Jahr ist sie im Juli durch einen Herzinfarkt gestorben.

Im Juli 2001 war das Leben meiner Mutter zu Ende gegangen. Sie wurde 97 Jahre alt. Mein Vater war bereits im Jahre 1973 bei einem Spaziergang einem Herzschlag erlegen. Ich bin nun die letzte aus der Schindelarz-Familie und der einzige Erinnerungsträger einer vergangenen, gemeinsam in Dunningen verlebten Zeit.

**Ilse Rieger-Schindelarz**